

Stolz und Vorurteil

Karl-Theodor zu Guttenberg und sein Volk.

aus: Jungle World, Nr. 9 2011 (03.03.2011), S. 4

von

Volker Weiss

Die Plagiatsaffäre des Karl-Theodor zu Guttenberg sagt etwas über den Zustand der »Bildungsrepublik Deutschland« und die Politik als Beruf aus.

Die Dinge ändern sich. Eben noch waren die Deutschen der Meinung, dass ihre erbliche Intelligenz durch die Einwanderung genetisch Minderwertiger gefährdet sei. Seit dem Erscheinen von Thilo Sarrazins Buch »Deutschland schafft sich ab« bangte man um die Bildung als die Grundlage des Wohlstands der Nation. Gerade noch galt das dreigliedrige Schulsystem als unentbehrlicher Bestandteil der Zivilisation, seine Kritiker hielt man für nicht leistungsbereit. »Wir wollen lernen!« nannte sich die Bürgerinitiative, die in Hamburg eine Schulreform verhinderte. Jahrelang wurde die Gesellschaft beschallt mit dem Gerede von »Exzellenzclustern«, »akademischen Leuchttürmen« und der »Bildungsrepublik Deutschland«. Dann war plötzlich alles anders.

Als herauskam, dass »Deutschlands beliebtester Politiker«, Verteidigungsminister Karl-Theodor zu Guttenberg (CSU), seinen Dokortitel von der Universität Bayreuth aufgrund eines Plagiats verliehen bekam, galten die vielbeschworenen Bildungsstandards zunächst nicht mehr.

Die Universität beließ es vorerst beim zögerlichen Entzug der Doktorwürde, während »die Frage des Täuschungsvorsatzes« einfach dahingestellt blieb. Die Kanzlerin unterstützte ihren

Minister, dieser dachte anfangs nicht im Traum an einen Rücktritt. Wegen »ein paar vergessener Fußnoten«, lautete die Argumentation der Verteidiger Guttenbergs, sollten sich die Wissenschaftler in ihren Studierstuben nicht aufregen. Umfragen zufolge hatte die Popularität des Ministers nicht unter der Betrugsaffäre gelitten.

Franz Josef Wagner, der Chefkolumnist der Bild-Zeitung, gab die Richtung vor. Qualitätsmaßstäbe seien zukünftig mit Rücksicht auf Stand und Ansehen der Person anzulegen: »Ich habe keine Ahnung von Doktorarbeiten. Ich flog durchs Abitur und habe nie eine Universität von innen gesehen. Also, ich kann von außen sagen: Macht keinen guten Mann kaputt. Scheiß auf den Doktor.« Ein irritierendes Ideal, zumal es sich in einem Milieu artikuliert, das zuvor noch jede Schulreform als Bedrohung für die abendländische Kultur bekämpft hatte. In diesem Fall jedoch war man im Hause Springer gerne bereit, Guttenberg »die paar Gänsefüßchen« nachzusehen.

Als es allerdings noch nicht um den verehrten Verteidigungsminister ging, hatte Wagner noch eine ganz andere Meinung zur Anmaßung akademischer Würden. Bildblog verwies auf einen älteren Kommentar Wagners zum Thema akademischer Titelkauf: »Der Dokortitel war einmal das Edelste der forschenden Studierenden. Wenn der Dokortitel heute verramscht wird, dann müssen wir uns nicht wundern, wenn Nobelpreise andere kriegen. Der Dokortitel war früher ein Juwel, er ist heute Blech. Er ist für Geld zu kaufen.«

Diese Tirade galt aber nur der neureichen Plebs, die sich mit einem akademischen Grad in den oberen Gefilden der Gesellschaft legitimieren wollte. Beim falsch promovierten Freiherrn war das etwas anderes. In der Nachsicht mit Guttenberg zeigte sich der Glaube an die Rechte der geborenen Elite. Damit setzte sich ein restaurativer Trend fort, gesellschaftlichen Status als überhistorisch determiniert anzuerkennen. Schon mit dem Beifall für Sarrazins These, dass die Grundlagen von Leistungsfähigkeit genetisch bedingt seien, wurde das bürgerliche Leistungsparadigma negiert.

Im Zentrum der Kampagne zur Rettung Guttenbergs stand der Schein der »guten Geburt«. Der erfolgreiche Adlige war die perfekte Wiedergutmachung für den von Peter Sloterdijk so beklagten Verlusts der »Geburtsvorrechte« in der Moderne, eine glamouröse Projektionsfläche für alle, die sich wie Sloterdijk am allgegenwärtigen »Mittelmaß« zu stören meinten. Das funktionierte, obwohl im Zuge des Skandals auch die Biographie des jungen Juristen weitgehend auf ein Normalmaß zusammengeschrumpft ist. 2009 wurde er bei seinem Amtsantritt als Wirtschaftsminister, noch ehe er ins Verteidigungsressort wechselte, als international erfahrener Wunderknabe aus einem mittelständischen Unternehmen präsentiert.

Weltmännisch und solide sollte das wirken. Mittlerweile entpuppten sich einige seiner beruflichen Stationen als banale Praktika und das »Unternehmen« erwies sich als kleines Büro zur Verwaltung des Familienvermögens. Sollte zuvor der aufstrebenden Studierendengeneration anhand des leuchtenden Vorbilds Guttenberg vermittelt werden, was heute vom Hochschulabsolventen selbstverständlich erwartet wird, so zeigt sich nun, dass dies selbst mit den besten Startvoraussetzungen in der Realität kaum zu leisten ist. Die Illusion vom charakterstarken, blaublütigen und jugendlichen Tausendsassa in der deutschen Politik ist geplatzt. Der Deutschen nächster Messias war auch nur ein Vertreter der Generation Praktikum, wenn auch mit teureren Anzügen als der Rest.

Als der Tom Cruise der deutschen Politik verströmte er aus jeder Pore die Gewissheit, zum Siegen geboren zu sein. Angesichts einer Gesamtperformance mit der Aussage »mir steht das zu« stellt sich die Frage, was Guttenberg mit dem Doktorgrad wollte. Normalerweise trachten Hochstapler danach, einen Status zu erreichen, der ihnen sonst verweigert wird. Dies traf auf den millionenschweren Franken nicht zu, denn wer bereits oben ist, muss sich nicht erst unter Vortäuschung falscher Tatsachen Zugang zur »Elite« verschaffen. Sicher wäre der Titel willkommener Zierrat für ihn gewesen. Doch war persönliche Eitelkeit alleine nicht der Grund, warum sich der Parlamentarier um jeden Preis einen akademischen Titel anheften wollte. Das Projekt »Dr. zu Guttenberg« entsprang politischer Rationalität.

Max Weber nennt in »Politik als Beruf« drei Legitimationsformen von Herrschaft: Tradition, Charisma und Legalität. Das Modell Guttenberg war der erfolgreichste Versuch der CDU/CSU, alle drei Rechtfertigungsgründe in einer Person zu vereinen. Für Tradition bürgten der eigene Adelstitel und die Einheirat in das Haus Bismarck; für das Charisma waren neben den Schauspielkünsten des Freiherrn selbst vor allem die Medien zuständig, die ihn aus dem Nichts zur nationalen »Lichtgestalt« (Franz Josef Wagner in der Bild-Zeitung) erhoben. Zur Legalität zählt Weber die Frage der Kompetenz, für sie sollte die Promotion ein Ausweis sein. Mit dem Prestige sämtlicher Titel sollte ein Überpolitiker konstruiert werden. Wohin so ein Erlöser-Zirkus führt, lässt sich ebenfalls bei Max Weber nachlesen: »Die Leitung der Parteien durch plebiszitäre Führer bedingt die ›Entseelung‹ der Gefolgschaft, ihre geistige Proletarisierung, könnte man sagen.« Das ist die vorsichtige Umschreibung des Soziologen Weber für »Totalverblödung« und trifft den Gehalt dessen, was die Guttenberg-Gefolgschaft ausmacht.

Der Plagiatsskandal sagt jedoch nur vordergründig etwas über den bürgerlichen Wertekanon aus, dem der Freiherr unbedingt entsprechen wollte. »Bildung ist Lebenschance

und die Grundlage für Arbeit, soziale Sicherheit, Gerechtigkeit und Selbstverantwortung«, wird auf der Homepage des Verteidigungsministers noch immer behauptet. Diese Phrase unterschlägt die andere Seite der bürgerlichen Gesellschaft: Ihre Eigentumsordnung wird nicht von Leistung, sondern zumindest ab einer gewissen Gehaltsstufe von der Aneignung fremder Arbeit geprägt, ihre soziale Gliederung ist lange nicht so durchlässig, wie sie zu sein vorgibt. In der Figur Guttenberg sollten die konservativen Ideale kulminieren, doch plötzlich erweist sie sich als Gefüge von ererbtem Privileg und Diebstahl. Geleistet wird in den unteren Etagen, bezahlt auch.

Umberto Eco bezeichnet in seinem Klassiker der wissenschaftlichen Ratgeberliteratur, »Wie man eine wissenschaftliche Abschlussarbeit schreibt«, die Fußnoten als die gängige akademische Währung, mit der die Arbeit anderer vergolten wird: »Fußnoten dienen dazu, Schulden zu bezahlen. Ein Buch zitieren, aus dem man einen Satz übernommen hat, heißt Schulden zahlen. Einen Autor zitieren, von dem man einen Gedanken oder eine Information verwendet hat, heißt Schulden zahlen.« Wie es sich für einen Freiherrn und Unternehmer gehört, hat Guttenberg diese Schulden nicht bezahlen wollen. Anders als durch diese Form der Aneignung fremder Arbeit entsteht »Elite« auch nicht. Dieses Prinzip stieß erst an seine Grenzen, als Guttenberg zu offensichtlich log. Seinen Rücktritt hatte der Verteidigungsminister erstaunlich lange hinauszögern können. Der Protest des vielköpfigen akademischen Proletariats, das sein Auskommen ohne vergleichbare Privilegien bestreiten und dabei auch noch die Spielregeln einhalten muss, zwang schließlich auch die Universität Bayreuth, von ihrem Günstling Abstand zu nehmen. Als die Widersprüche die Funktionalität des Ganzen bedrohten, musste gehandelt werden.

Das ganze Image Guttenbergs als jugendlicher »Leistungsträger« von beeindruckender »Geradlinigkeit« und »Prinzipientreue« war gegründet auf Geschwätz, der so jäh gestürzte Jungstar entpuppte sich als eine Anmaßung aus dem Geist der Herrschaft. Das Phänomen Guttenberg war nichts als eine gekonnte Inszenierung der Form, noch die Rücktrittserklärung umwehte ein Hauch von Oscarverleihung. Selbst der Verlag Duncker & Humblot war nicht irgendein Ort zur Publikation einer staatsrechtlichen Dissertation, wer hier veröffentlicht, stellt sich in eine Reihe mit Carl Schmitt und Max Weber. Die Peinlichkeit, ein offensichtliches Plagiat in das Verlagsprogramm aufgenommen zu haben, ignoriert das Berliner Traditionshaus bislang. Doch vielleicht gibt die Anzeige, die auf der Verlagshomepage die Kunden begrüßt, Auskunft genug über das tatsächliche Verhältnis von Leistung und Legitimität in den besseren Kreisen: Sie wirbt für eine Neuauflage von Carl Schmitts »Die Tyrannei der Werte«.

Der Märchenprinz

Karl-Theodor zu Guttenberg und sein Volk.

aus: Jungle World, Nr. 9 2011 (03.03.2011), Dschungel (Beilage)

von

Andreas Hartman

Nein, es darf nicht aufhören, es muss immer weitergehen, das Dramolett »Guttenberg und die Deutschen«. Endlich ist auch in Deutschland Politik großes Kino. Nicht mehr bloß um fünf Euro mehr oder weniger wie beim Hartz-Gesetz geht es jetzt, sondern um Ehre, Anstand und Redlichkeit. Was ist da schon ein bisschen »Bunga Bunga« gegen die Guttenberg-Affäre? Jeden Tag neue Witze über den Adligen (Harald Schmidt: »Irgendjemand im Publikum, bei dem der Baron nicht abgeschrieben hat?«) und abends dann Talkshows, in denen tugendhafte SPD-Politiker mit ehrenhaft erworbenen Dokortiteln teigigen CSU-Politikern mit Dauergrins-Masken erklären, dass sie sich ihre Titel aber im Schweiß ihres Angesichts erarbeitet hätten. Großartig. Karl-Theodor zu Guttenberg darf jetzt nicht einfach abtreten, wir brauchen ihn weiterhin für die Reality-Soap »Der lustige Baron«.



Es soll Menschen geben, die diese Verklebung des Haupthaars für eine Frisur halten (Foto: PA/dpa/ZB/Jens Wolf)

Die Guttenberg-Komödie ist ein Spektakel zum Mitmachen, das macht sie so viel reizvoller als all die öden Steuerhinterziehungsskandale, die man sonst immer vorgesetzt bekommt. Jeder kann sich hier an irgendwelchen Ted-Umfragen beteiligen und im Internet weiter Originale und Plagiate vergleichen. Aus einem Skandal ist ein Gesellschaftsspiel geworden, allerdings ist noch nicht ganz klar, welche Spielregeln den Gewinner bestimmen.

Noch weiß man auch nicht, ob nach dem Spiel einfach alles so weitergeht wie bisher – egal, ob mit Guttenberg oder ohne ihn – oder ob die Republik eine andere sein wird. Erstaunlich ist es ja schon, wie vermeintlich konservative Werte wie Moral und Ehrenhaftigkeit plötzlich gegen die Konservativen und nicht von ihnen in Stellung gebracht wurden. Haben wir sie langsam, die italienischen Verhältnisse? Irgendwie schon. Auch in Italien kommt der Ruf nach Sittlichkeit und Tugend inzwischen von links, und die Rechte in Italien beschimpft wie die Union ihre Kritiker als »linke Hetzer«, »Kommunisten« und ähnliches.

Es mag zynisch klingen, aber in den vergangenen Tagen wusste man wirklich nicht, wo es irrer zugeht: in Libyen oder in der guten alten Bundesrepublik. Politik war in Deutschland zuletzt ja eine arg öde Angelegenheit. Die Westerwelle-FDP nervte zwar, das war aber irgendwie egal, und außer Stefan Mappus, der für »Stuttgart 21« das Stuttgarter Bürgertum, die sogenannten Wutbürger, anständig von der Polizei durchprügeln ließ, gab es keine strammen Konservativen mehr, vor denen man sich ekeln konnte. Nicht einmal mehr Roland Koch. Stattdessen Figuren wie Ole von Beust, der wie ein Sozialdemokrat versuchte, in Hamburg die Bürger von der Gesamtschule zu überzeugen. Und selbst die Bild-Zeitung war kein richtiges Feindbild mehr, sondern die Zeitung, die der lustige Kai Diekmann leitet, der gekonnt die Taz veräppelte, und in der sich Alice Schwarzer bestens aufgehoben fühlt.

Und jetzt das. Endlich weiß man wieder, wer Freund, wer Feind ist. Und wir wissen wieder genau, wer wir sind: nämlich das »deutsche Volk«. In den vergangenen Wochen war andauernd vom »Volk« die Rede. Vom ägyptischen, vom tunesischen, vom libyschen und Gott sei Dank wieder nachdrücklich vom deutschen. Nicht einmal in der Sarrazin-Debatte, die vergleichsweise vernünftig wirkt gegen das, was einem alles zu Guttenberg aufgetischt wird, ging es so sehr um das »deutsche Volk«. Von einem »Volk« war da die Rede, das Union und Umfragen zufolge Guttenberg immer noch duftete findet und das die Bild-Zeitung sogar zur Volksabstimmung über den Verteidigungsminister motivierte.

Gerade erst hatten die Deutschen entdeckt, dass auch sie sich schrecklich empören können und sich nicht alles bieten lassen müssen, aber da ging es noch um Fluglärm und S-Bahn-Verspätungen wie in Berlin. Im Falle Guttenbergs sind die Deutschen aber wieder lieber ein Volk dummer Trottel, denen man ruhig erzählen kann, dass der Baron bestimmt »nicht vorsätzlich« getäuscht habe. Irre, die Strategie der Union, Guttenberg als einen darzustellen, der gerade unberechtigt durch Stahlgewitter gehen muss, nach seinem Ritterschlag aber noch greller strahlen wird als je zuvor. Aber die Strategie verfängt. Vielleicht. Bislang.

Die Causa Guttenberg ist ein Lehrstück über den Zustand der Bundesrepublik, wie es so schnell kein ähnliches geben wird. Man hat gelernt, dass man sich in den sogenannten Qualitätszeitungen die Finger wundschreiben kann, allein es hilft nichts, wenn Bild anderer Meinung ist. Und dass die Zeit, nur um mal was anderes zu schreiben als alle anderen, nicht um jeden Preis das Leitmedium des Bildungsbürgertums sein muss, zumindest deutet darauf der windelweiche Kommentar von Giovanni di Lorenzo in seinem Blatt hin, an dem sogar Guttenberg-Unterstützer Kai Diekmann keinen Satz ändern würde.

Man hat auch gelernt, dass Angela Merkel und ihre Koalition langsam den Überblick verlieren, so wie Guttenberg angeblich beim Schreiben seiner Doktorarbeit den über seine Quellen. Falls die Stimmung doch noch umschlagen sollte, wie soll die Koalition wieder rauskommen aus dieser Hurra-Guttenberg-Nummer? Und man sieht nun, dass Exzellenzinitiativen und der Kampf um Geld dazu geführt haben, dass Universitäten sich in parteipolitischen Filz verstricken und nicht einmal in solch krassen Fällen wie dem Guttenbergs bereit sind, gegen die Interessen ihrer Geldgeber ernsthafte Aufarbeitung zu betreiben. Man hat gelernt, dass es mit der vielbeschworenen Unabhängigkeit von Lehre und Wissenschaft nicht weit her ist in Deutschland.

Und wir mussten vor allem noch einmal schmerzlich erfahren, dass man in diesem Land immer noch keine Ahnung hat von Glam und Glitz. Die Amerikaner haben Michelle und Barack, wir die Steffi und den Gutti. Da reicht es, dass man sich wie Guttenberg hinter ein DJ-Pult stellt und so tut, als würde man etwas vom Mixen und überhaupt von Techno verstehen, um als lässig durchzugehen. »Der coole Baron« titelte der Stern einst. Und meinte das nicht ironisch. Schockierend ist es, dass einem sinnlos dauergrinsenden Politikerdarsteller Hemdsärmeligkeit abgekauft wird, der es nicht einmal schafft, ein echtes AC/DC-T-Shirt zu tragen, sondern nur das einer AC/DC-Cover-Band. Selbst ein vermeintlich witziger Spruch des Barons (Rainer Langhans sehe aus wie eine »fleischgewordene Pusteblume«) stammt

nicht von ihm, sondern von Dirk Bach aus dem Dschungelcamp. Das deutsche Volk lacht trotzdem.

Immer wieder heißt es ja auch, Guttenberg sehe gut aus, und das gilt dann als Erklärung dafür, dass der Mann so gut ankommt bei den jungen Leuten von heute. Und auch da muss man sagen: Liebe junge Leute von heute, Guttenberg sieht einfach scheiße aus, wie Harry Potter mit Diekmann-Frisur. Allein schon deswegen ist der Mann eigentlich nicht tragbar.